

## **Familie im Kontext des diakonischen Gemeindeaufbaus**

Vortrag im Diakonie-Forum der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinden, Hannover am 28.1.2006 von Pfarrer Ulrich Laepple, Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) im Diakonischen Werk der EKD, Berlin

*Meinen Eltern dankbar gewidmet*

### **I. Was heißt „diakonische Gemeinde“?**

1. „Boden unter den Füßen hat keiner“ – ein Brief von Franz Rosenzweig
2. Die „zweite Bekehrung“
3. Diakonie ist nicht, was die Gemeinde auch noch macht, sondern was sie ausmacht.
4. Wer A sagt, muss auch B sagen. Über den Zusammenhang von Mission und Diakonie
5. „Die Liebe hat das scharfe Auge“ (Wichern)

### **II. Wandlungen des Familienbildes**

1. Persönliche Eindrücke von einer Patchworkfamilie
2. Familie – ein biblisches Leitbild?
3. Gefährdungen und Belastungen heute

### **III. Gemeinde als familia dei – Raum für „indirekte Diakonie“**

#### **IV. Familien im Horizont des Gemeindeaufbaus**

Exkurs: Warum „Gemeindeaufbau“?

1. Die Frage nach der Situation: Wie sehen wir die Lage?
2. Die Frage nach den Ressourcen: Womit können wir helfen?
3. Die Frage nach den Zielen: Was wollen wir erreichen?

1. Indirekte Diakonie
2. Diakonische Vorfeldarbeit – diakonische Prophylaxe
3. Diakonie als strukturiertes Helfehandeln

Liebe Schwestern, liebe Brüder!

Sie haben mir ein komplexes Thema gestellt, ein Thema, das durch 5 wichtige Worte einen Raum bezeichnet, den wir miteinander abschreiten wollen. Es sind die Worte „Familie“, „diakonisch“, „Gemeinde“, „Aufbau“ - und dann noch „Kontext“. Welche Themen stecken in diesem Thema?

Die Fragerichtung verstehe ich so: Was für ein Gewinn für die Familien kann eine Gemeinde sein? Genauer: Welche unterstützende *Hilfe* – im Thema steht ja „diakonisch“ – kann die Familie durch die Gemeinde gewinnen? Und dann das Wort „Gemeindeaufbau“: Wie kann sich eine Gemeinde so aufbauen, strukturieren, dass diese Hilfe an den Familien so wirksam wie möglich wird. Vielleicht auch umgekehrt: Was können wir mit unseren Familien den Gemeinden geben?

### **I. Was heißt „diakonische Gemeinde“?**

#### **1. „Boden unter den Füßen hat keiner“**

Ich beginne mit einem Brief von Franz Rosenzweig:

Kassel, 11.3.1920

Meine liebe kleine Schwester, ich danke dir für deine lieben Worte. Weißt du, daß es dir gar nicht leid zu tun braucht, daß du nicht selbst die Kraft hattest, dir „die Wahrheit mal richtig zu sagen, dir zu helfen“? Denn *kein* Mensch hat diese Kraft. Kein Mensch kann sich selber helfen. Die Welt ist zwar voller Leute, die sich das einreden, aber es gelingt ihnen allen so wenig, wie Münchhausen gelang, sich an seinem eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Jeder kann immer nur den andern, der ihm gerade *zunächst* im Sumpfe steckt, beim Schopfe fassen. Dies ist der „Nächste“, von dem die Bibel redet. Und das Wunderbare dabei ist nur, daß jeder selbst im Sumpf steckt und *trotzdem* kann er den Nächsten herausziehen oder vielmehr vor dem Versinken bewahren. Boden unter den Füßen hat *keiner*, jeder wird nur gehalten von andern „nächsten“ Händen, die ihn beim Schopf packen, und so hält einer den andern und oft, ja meist ganz natürlich (denn sie sind ja *gegenseitig* sich „Nächste“) beide sich gegenseitig. Diese ganze mechanisch unmögliche gegenseitige Halterei ist dann freilich erst möglich dadurch, daß die große Hand von oben alle diese haltenden Menschenhände selber bei den Handgelenken hält. Von ihr her und nicht von irgendeinem gar nicht vorhandenen „Boden unter den Füßen“ kommt allen diesen Menschen die Kraft, zu halten und zu helfen. Es gibt kein Stehen, nur ein Getragenwerden. „Wie der Adler seine Brut.“ Laß dir von Edith sagen, wo das steht. Und gib ihr einen Kuß von ihrem und auch deinem Franz.<sup>1</sup>

Dieser Brief ist in mehrerer Hinsicht schön. Zum einen ist er ein zu Herzen gehender Familienbrief mit einer sensiblen und tiefen seelsorgerlichen Belehrung. Er verbindet uns zum zweiten mit der großen Tradition des Alten Testaments, die für das Verständnis von Diakonie so wichtig ist – das Ernstnehmen der Diesseitigkeit des Lebens unter dem Doppelgebot der Liebe, dessen beide Teile Jesus aus dem AT, seiner Bibel, genommen hat.

Und schließlich hat dieser Brief eine Wirkungsgeschichte. Denn der Satz „Boden unter den Füßen hat keiner“ ist zu einem Buchtitel geworden. Vielleicht kennen manche dieses Buch von Ulrich Bach, dem Pfarrer und Diakonielehrer im Rollstuhl aus Vollmarstein. Wer seine Schriften liest, wird mitgerissen von der Leidenschaft für den Gott, der seinen Ort unten hat, bei den Mühseligen und Beladenen, der die Gewaltigen vom Thron stößt und die Niedrigen erhebt, der sich nicht in Tempeln einsperren lässt, sondern eher in der Wüste zu finden ist und dort das Manna reicht, der im Antlitz Jesu am Kreuz erkennbar werden will, ein Gott draußen vor der Tür und deshalb ein Gott der Lahmen und Zöllner, der Kinder – darum der Gott, der es oft so schwer hat mit uns Erwachsenen und diakonisch Engagierten, die so gerne auf der starken Seite stehen: oben, stabil, gesund, gebend, hilfreich.

---

<sup>1</sup> in Ulrich Bach, Boden unter den Füßen hat keiner. Plädoyer für eine solidarische Diakonie. Göttingen 1980, S. 219

Ulrich Bach: „Die Frage an uns ist nicht die, ob wir uns durch die Kraft Jesu nun auch hübsch nach oben entwickeln, sondern die andere, ob wir aus seiner Gemeinschaft mit uns allen die Konsequenz ziehen, ihm nachzufolgen und nun unsererseits die Gemeinschaft mit den bedürftigen Brüdern und Schwestern suchen; diese Frage stellt uns der auferweckte Gekreuzigte.“ (S. 202)

Wenn es um Diakonie geht, und darin auch noch um „Familie“, wissen wir doch alle um unsere Grenzen, um unsere Abgründe und unser Scheitern – oder wenigstens, dass wir ums Haar gescheitert wären, ob in Ehe oder in Familie. Wir dürfen uns dazu bekennen. Wir müssen nicht heile und heilige Familie spielen. Denn „Boden unter den Füßen hat keiner!“ Das ist die Anfangserkenntnis aller Diakonie.

## **2. Die „zweite“ Bekehrung**

Wenn ich es recht erinnere, stammt der Gedanke vom jüngeren Blumhardt: dass es nach der ersten eine „zweite Bekehrung“ geben müsse. Die erste zu Christus, die uns glücklich macht über die neue Zugehörigkeit zu ihm, dem Auferstandenen, glücklich macht über das Geschenk des ewigen Lebens und eines lebendigen, tragenden Glaubens. Die „zweite Bekehrung“ aber ist die Bekehrung zur Welt – nicht, um wieder ein Weltkind zu werden, sondern um neu wahrzunehmen, dass Gott *der Welt* und ihren Menschen die Treue hält, dass ich als „Kind Gottes“ ein Teil dieser Welt bleibe mit meinen Fragen und Bedürfnissen und Hilflosigkeiten, die sich bei Licht besehen gar nicht so unterscheiden von denen, die andere Menschen haben: Auskommen und Einkommen, Erziehung der Kinder, Krankheit und Gesundheit, Recht und Unrecht, Armut und Reichtum, Ehe und Familie – und dass Gott mich mit diesen Fragen an der Seite der ähnlich Fragenden, Bedürftigen und Hilflosen sehen möchte.

Um die erste Bekehrung wird es in den Evangelisationen gehen, mit der zweiten wendet uns Gott der Welt zu und möchte, dass wir uns einüben in die konkrete Nachfolge in der Diesseitigkeit unseres geschöpflichen Lebens.

Dass es bei anderen Menschen auch umgekehrt verlaufen kann: sie finden über tätige Solidarität in einem Hospiz, im Krankenhaus, über die Mitarbeit in einem Dritte Welt Laden zu einem lebendigen Glauben – auch das gehört zu den vielfältigen Wegen, wie Gott die Menschen führt.

## **3. Diakonie ist nicht, was Gemeinde auch noch macht, sondern was sie ausmacht.**

Ein Dozent für Gemeindepädagogik und Diakoniewissenschaft erzählt, dass er beim Thema „Gemeindediakonie“ die Erfahrung mache, dass die Studierenden Gemeindepraxis und Diakonie nicht miteinander verbinden könnten. Der Begriff „Diakonie“ werde ausschließlich mit Hilfsorganisationen jenseits der Gemeinde in Zusammenhang gebracht. Dies habe zur Folge, dass soziales Engagement in der Gemeinde nicht als Diakonie identifiziert werden könne. Und dann fügt er hinzu: „Wofür man aber keine Sprache hat, das bleibt unbegriffen und findet schließlich gar nicht mehr statt.“<sup>2</sup>

Darum ist es wichtig, dass wir den Begriff Diakonie konsequent auf die Gemeinde beziehen und benennen, was damit gemeint ist.

Eine christliche Gemeinde ist ein einzigartiger und wunderbarer Lebensraum. Wir können ihn so beschreiben: Hier wird die Geschichte des göttlichen Erbarmens erinnert, gefeiert, weiter erzählt und mit immer neuen Lebensgeschichten verwoben. In diesem Lebensraum sind Menschen miteinander verbunden in der Freude über widerfahrenes Erbarmen und in der

<sup>2</sup> K. Schäfer, Lernort Gemeinde, Zeitschrift für theologische Praxis (2/2003) S. 18

Hoffnung auf Gottes Reich, in dem „Gerechtigkeit und Frieden sich küssen“ (Ps. 85,11). Und gerade, weil sie von diesem Reich wissen und es herbeibeten, leiden sie am Abstand zwischen der Wirklichkeit der Welt und der kommenden Welt Gottes. In diesem Abstand, wo gelitten wird, wo Hoffnungen verloren zu gehen drohen, wo die Freude am Leben vorenthalten wird, lebt die Diakonie mit dem Ziel, dass Menschen wieder aufleben. „Leib Christi“ – wie Paulus die Gemeinde nennt - bedeutet Interesse und Achtsamkeit füreinander, eine Kultur der Anteilnahme, erfinderische Liebe, die nicht berechnend ist.

In diesen Leib Christi sind die hineingenommen, die sich als Familie organisieren und damit ihre Leiden und Freuden haben, wie die, die ihr Leben jenseits der Familie organisieren wollen oder müssen, also alte oder junge Singles, verwitwete Menschen.

Die großen Sätze des Neuen Testaments geben die Richtung an: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit“. Oder: „Dienet einander mit der Gabe, die ihr empfangen habt, als gute Haushalter der vielfältigen Gnade Gottes“ (1. Petr. 4,10). „Dienet einander“ – da steht im Griechischen das Wort „diakonein“, von dem das Nomen „Diakonie“ abgeleitet ist. Es hat nach neueren Sprachuntersuchungen – im Gegensatz zu unseren Assoziationen – nicht so sehr mit „Unterwürfigkeit“ zu tun, sondern mit „Auftrag“, mit „Bevollmächtigung“. Diakonische Menschen sind Bevollmächtigte des Erbarmens Gottes. Dass in dieser Welt Menschen unter diesem Vorzeichen zusammenkommen und eine Gemeinde bilden, gehört zum Wunder des Gemeindeseins. Bei aller Kritik, die wir an unseren Gemeinden haben – lassen Sie uns die Dankbarkeit und das Staunen darüber nicht vergessen.

*Vorgestern Abend erzählte mir jemand am Telefon, wie die Mutter eines epileptischen Kindes in einer Gemeindegruppe ihren Dank regelrecht ausschüttete darüber, dass einzelne Gemeindeglieder in einer für ihre Familie kritischen Situation Nähe und Interesse zeigten, indem sie sagten: „Ich bete für sie!“ oder einfach nachfragten. Diese Frau fühlte sich umgeben von einer Liebe, die ihr Kraft gab. Diese Kraft verband sie zurecht mit der Gemeinde, aus der die interessierten Menschen kamen.*

Diakonische Gemeinde, Diakonie, ist darum keine „sekundäre Hilfeleistung“, etwas, was die Gemeinde auch noch macht. Diakonie ist, was Gemeinde ausmacht.

#### **4. Wer A sagt, muss auch B sagen - über den Zusammenhang von Mission und Diakonie**

Vor einem Jahr haben wir als AMD eine Tagung angeboten zum Themenkomplex Heilung, Heilungserfahrung, Heilungssehnsucht in unserer Zeit. Wir haben uns dabei auch klar gemacht, dass eine Gemeinde nicht nur ein „Land des Glaubens“ ist. (Das ist es *auch*, und wenn ich gerade in meiner Berliner Luisenkirchengemeinde das Seminar „Christ werden-Christ bleiben“ anbieten und durchführen darf, geht es um den missionarisch-evangelistischen Aspekt der Glaubensweitergabe, um die „Reise in das Land des Glaubens“, wie das Seminar mit Untertitel heißt.)

Aber die Gemeinde ist nicht nur „Land des Glaubens“, sie ist auch Heil-Land, in dem vom Evangelium heilende Kräfte ausgehen und sich heilsam auf Geist, Seele und Leib und auf die verletzten Sozialbeziehungen von Menschen auswirken.

Um das zu bebildern, zeige ich Ihnen eine Gemeinde im Norden Berlins, im Stadtteil Reinickendorf. Der Gemeindepfarrer berichtet:

„Je größer die Gemeinde, um so mehr Nöte in den eigenen Reihen. So könnte man die nüchterne Erfahrung einer wachsenden Gemeinde in der Großstadt Berlin beschreiben. Als Kirchengemeinde in einem – nunmehr 40 Jahre alten – Hochhausviertel hatten wir all die

Jahre hindurch „unser Ohr am Boden“: Liebeshungrige Kinder beim „offenen Nachmittag“, Konfirmanden aus zerbrochenen Familien, Menschen an seelischen Abgründen und in Krisensituationen, und einfach „nur“ die vielen Einsamen, Alten, irgendwie Angeschlagenen. Das sind die Menschen, die wir seit Jahren nicht nur ‚betreuen‘, sondern die in Christus neues Leben gefunden, seine Gemeinde als ihr Zuhause entdeckt haben und mit denen Gott kräftig seine Gemeinde baut. Über den Gemeindebezirk sind wir seit längerem hinausgewachsen, haben Zulauf aus dem ganzen Kirchenkreis erlebt und versuchen, Menschen aus Volks- und Freikirche, aus kirchlichem und religionslosem Hintergrund zu integrieren, die Traditionellen und die Neubekehrten.

Gemeinde erweist sich bei genauem Hinsehen als ‚Brennglas‘ aller typischen Krankheiten unserer Zeit, als Spiegelbild unserer Gesellschaft.“<sup>3</sup>

Und nun ergibt sich aus dieser Situation wie automatisch die Frage des Gemeindeaufbaus: Wie soll das denn gehen – in diesem „Krankenhaus“, das sich Gemeinde nennt?

Die Antwort jenes Pfarrers: „Bei einem Gottesdienstbesuch von bis zu 300 Menschen geht ‚pastorale Versorgung‘ nur über das zweite Standbein der Hauskreise und Zellgruppen in den Häusern. Hier geschieht so etwas wie ‚pastorale Grundversorgung‘, also das Anteilnehmen am Leben der anderen, das Eintreten füreinander im Gebet und insofern auch ‚Seelsorge‘.“<sup>4</sup>

Die seelsorgerliche Herausforderung haben sie in Reinickendorf also beantwortet mit Ehrenamtlichkeit und Hauskreisen, übrigens auch mit der Anstellung einer Seelsorgebeauftragten, die mit Ehrenamtlichen zusammenarbeitet. Sie wird finanziert durch einen Förderverein.

Verstehen Sie, was ich meine mit dem lapidar klingenden Satz „Wer A sagt, muss auch B sagen“ – eben dass die missionarische Einladung zum Glauben und in die Gemeinde das diakonische Für-einander-Dasein sofort nach sich zieht und – jetzt könnte man sagen: C - dann auch die Frage des Gemeindeaufbaus stellt, also die Frage nach einer planvollen und wohlüberlegten Vorbereitung und Durchführung gemeindlicher Aufgaben.

## 5. „Die Liebe hat das scharfe Auge“ (Wichern)

Ich mag dieses Wichernwort, weil hier das Wort „Liebe“ so unsentimental durch den Begriff „scharfes Auge“ bestimmt wird. Den Bibellesern ist ja vertraut, dass es immer wieder heißt: „Und Jesus sah....“ Einmal heißt es: „Als Jesus das Volk sah, jammerte ihn, denn sie waren erschöpft und verschmachtet wie Schafe, die keinen Hirten haben“ (Mt. 9,36). Diese Szene ist für mich das Urbild diakonischen Sehens.

Von diesem Sehen schreibt jene Seelsorgerin aus Reinickendorf eindrücklich:

„Menschen sehnen sich nach Heilung und kommen oft gerade deshalb auf die Gemeinde zu: Menschen in Lebenskrisen, mit Krankheitsnöten, vielfach auch psychisch Erkrankte und Menschen, die am Verlust von nahestehenden Personen durch Trennung, Scheidung oder Tod leiden.“<sup>5</sup> Aber sie kommen nur dann auf die Gemeinde zu, wenn in ihr das diakonische Sehen und die Kultur der Aufmerksamkeit füreinander eingeübt und erlebbar ist.

*In einem Gemeindevorstand berichtet ein Sozialarbeiter von seiner Arbeit über Schuldnerberatung und schildert die Lebensumstände zweier Klientinnen. Er zeichnet die Spirale von Scheidung bzw. Arbeitslosigkeit, Mutlosigkeit, Verschuldung und Alkoholtröst*

<sup>3</sup> Sven Schönheit, „Heilungssehnsucht in der Gemeindegemeinschaft“, epd-Dokumentation 16, 2005, S. 31

<sup>4</sup> ebd.

<sup>5</sup> ebd. S. 32

*nach. Der Gemeindevorstand reagiert darauf zunächst mit betroffenem Schweigen. Ein Vorstandsmitglied bringt dann zum Ausdruck, was offensichtlich viele empfinden: „Ich wusste gar nicht, dass Menschen in solchen Situationen unter uns leben.“<sup>6</sup> Der Satz spiegelt das Erschrecken über blinde Flecken der Wahrnehmung wider. Menschen in ihren notvollen Lebensumständen kommen häufig nicht in den Blick – zumal dann, wenn sie signifikant anders sind. Das Beispiel kann darauf aufmerksam machen, dass die Milieuerengung vieler Gemeinden spezifische Ausblendungen und Ausgrenzungen zur Folge hat.*

Ich erinnere mich peinlich und deutlich, wie ich Anfang der 80iger Jahre erstaunt war, unter meinen Konfirmanden einen zu haben, der mit seinem Bruder zusammen von der geschiedenen Mutter allein erzogen wurde und ich im Gespräch mit ihr eine ganz ungeschickte Bemerkung machte, die sie verletzte. Die Milieuerengungen in der Gemeinde sind, soweit ich sehe, ein ernst zu nehmendes Hindernis. Vielleicht sind wir bereit, außerhalb der Gemeinde diakonisch zu helfen. Aber dass mitten unter uns in der Gemeinde Geschiedene, ein homosexueller junger Mann, unverheiratete Paare oder in irgendeiner Sache strafrechtlich schuldig Gewordene oder ein Aidskranker einen Platz haben – dass das so schwer möglich ist unter uns, das könnte mit solchen Milieuerengungen zu tun haben.

Die wichtige Tatsache, dass eine Gemeinde auch eine *Gegenkultur zur Gesellschaft* ist oder sein soll, drückt sich nicht darin aus, dass sie eine „heile Gemeinde“ mit „heilen Familien“ ist, sondern auch darin, dass man in einer christlichen Gemeinde unter der Kraft des verkündigten und gelebten Evangeliums Unheiles gemeinsam erträgt, ohne aufzuhören, auf die heilende Kraft des Evangeliums zu hoffen.

Hier ist mir ein Satz von Bischof Noack aus Magdeburg, dem Vorsitzenden der AMD, eine Hilfe. Er sagt in seinen Vorträgen immer wieder: „Wer das Kreuz Christi vor Augen hat, schaut nicht weg, wenn es schwierig wird.“ Das Kreuz Jesu ist uns eine Sehhilfe, eine Erkenntnishilfe - wie damals auf dem Bild des Isenheimer Altars sich die Siechen und Kranken in dem Gekreuzigten und seiner Leichenblässe erkannten, so sollen wir in ihm alle Schuldigen und Verzagten und am Leben Beschädigten sich widerspiegeln sehen. Wir alle gehören an der einen oder anderen Stelle zu diesen Beschädigten.

## **II. Wandlungen des Familienbildes**

### **1. Persönliche Eindrücke von einer Patchworkfamilie**

Es war für mich ein Lernprozess. In der Nachbarschaft wohnte eine Familie, eine große, fröhliche Familie, der Mann ca. 35, die Frau ein paar Jahre älter (!), und 4 Kinder im Alter zwischen 15 und 1 Jahr. Beim näheren Kennenlernen stellt sich heraus: *sie* brachte aus der ersten Ehe zwei Kinder mit, *er* brachte ein Kind mit und das jüngste stammte von ihnen beiden. Und dann merkte ich noch, dass sie gar nicht verheiratet waren. Also eine „Patchworkfamilien“ *par excellence*.

Ich bekenne Ihnen offen, dass ich instinktiv erwartete, dass die Kinder doch irgendwie unglücklich sein müssten – und konnte es doch nicht feststellen. Sie waren eine fröhliche Kinderschar und nahmen, soweit wir es mitkriegten, eine gute Entwicklung. Sie fielen auf durch ungezwungene, freundliche Kontaktaufnahme und hatten interessante Gesichter. Ich bin sicher: diese Kinder sind in ihrem Leben durch Krisen, durch Trennungsängste und Anpassungsschwierigkeiten gegangen. Aber können wir ausschließen, dass sie gegenüber ihrer früheren Situation nun mit neuen Geschwistern aus der anderen Familie nicht

---

<sup>6</sup> K. Schäfer, Lernort Gemeinde, S. 18 (s. o. Anm. 2)

außerordentlich bereichert worden sind und ihre Krisen gerade dadurch erfolgreich überwinden konnten?

Auch das gehört zur Übung in Sachen Wahrnehmung: dass man fromm-sozialisierte, vielleicht milieubedingte Vorurteile beiseite legen muss, weil sie *so* einfach nicht stimmen, weil die Schwarz-Weiß-Sicht auf die Welt noch nie gestimmt hat.

## 2. Familie – ein biblisches Leitbild?

Ich war im ersten Moment ganz erstaunt zu entdecken, dass man den Begriff „Familie“ in einer Konkordanz zur Bibel gar nicht findet, jedenfalls nicht in den Ursprachen der Bibel. Die Welt der Familie wird nicht „auf den Begriff“ gebracht. Aber sie wird beschrieben, von ihr wird erzählt: vom „Haus“ ist die Rede, und was darin geschieht, von Vater, Mutter, von Kindern und den Verwandten. Da lesen wir viel Erhellendes für das Zusammenleben der Menschen in Familien, allerdings nichts von einer heilen oder heiligen Familie. Ehekrisen (Abraham und Sara), Bruderzwist und Geschwisterstreit (Kain und Abel, Joseph und seine Brüder), schwierige Verwandtschaft (Abraham und Lot), aber auch von wunderbarer Versöhnung (Jakob und Esau), von Ehebruch (bei David) und vom bewegenden Zusammenhalt von Rut und ihrer Schwiegermutter. Auch die Familienverhältnisse von Jesus sind – nimmt man den Stammbaum im Matthäusevangelium – alles andere als moralisch „lupenrein“.

Was wir in der Bibel auch entdecken: die Familie ist der primäre Ort der Weitergabe des Evangeliums: „Wenn dein Kind dich heute fragt: was habt ihr da für einen Brauch...“ (es ging um das Passahfest), dann sollen die Eltern – genauer: die Väter - antworten können und die Geschichte Gottes mit den Menschen erzählen. Überhaupt die Feste: in ihnen lebt die Geschichte Gottes mit den Menschen auf und nimmt uns und unsere Kinder hinein in die große Botschaft des Glaubens. Feste sind Kristallisationspunkte für die religiöse Erziehung der Kinder.

## 3. Die Gefährdungen und Belastungen von Familien heute

Wenn wir das Thema „Familie“ unter die diakonische Perspektive stellen, ist mein Plädoyer: wir sollten die heutige Wirklichkeit von familialen Lebensformen in aller Nüchternheit wahrnehmen und annehmen: Alleinerziehende, Stieffamilien, Fortsetzungsfamilien (Patchworkfamilien), Leben mit mehreren Haushalten, Pflegefamilien. Wir nehmen wahr, dass die Ehe- und Familiengründungsprozesse in immer späterem Alter erfolgen und die Geburtenzahlen aus verschiedenen Gründen rapide zurückgegangen sind, u.a. auch, weil wir eine Vereinbarungsproblematik von Familie und Beruf haben und durch lange Ausbildungszeiten einen relativ späten Einstieg in eine dauerhafte Erwerbsposition. Nicht zuletzt deshalb, weil Kinder in unserer derzeitigen gesellschaftlichen Situation ein Armutsrisiko sind, wie es in den Armutsberichten der Bundesrepublik heißt. 100 Erwachsene haben heute 63 Kinder und 39 Enkel. Meine mathematischen Kenntnisse sind begrenzt, aber ich spüre, das ist dramatisch.

Diakonisches Sehen übt sich ein in die Wahrnehmung, Belastungen und Gefährdungen der Familien: Steigende Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit, die Familien in ihrer Existenz bedrohen, was zu gravierenden seelischen Problemen führt. Den Armutsberichten zufolge sind besonders Familien mit mehr als zwei Kindern sowie Alleinerziehende betroffen. Es ist nicht selten, dass Lehrer bemerken, dass Kinder ohne Frühstück in die Schule kommen.

Welche Betreuung und Begleitung im Blick auf die Hausaufgaben und andere schulische Belange ist dann erst zu erwarten!?

*In Berlin-Hellersdorf bietet die Initiative „Arche“, die ein Pfarrer gegründet hat, mit Hilfe von vielen Ehrenamtlichen einen Mittagstisch für viele Kinder an. Sie machen Besuche in den Häusern und ersetzen durch eine gute Atmosphäre bei diesen Kindern etwas von der fehlenden Liebe der Eltern, Eltern, die vielleicht gar nicht mehr recht vorhanden sind, weil ein Elternteil ausgezogen ist oder die Arbeit der alleinerziehende Mutter vielleicht morgens um 6 anfängt. Wir wissen aus den Sozialdiensten, dass die Alltagsorganisation, die zumeist an den Müttern hängt, oft nur noch schwer oder gar nicht zu bewältigen ist.*

*Ein Kirchenvorsteher aus Hellersdorf sagte mir unter Tränen im Blick auf Jugendliche, die sich in der Nähe der Kirche treffen und dort stumm herumstünden: sie sehen im Fernsehen die glitzernde Welt der neuen Handys und der schicken Autos, und wissen genau: Ich werde daran in meinem ganzen Leben nie teilhaben können.*

Dass die beschriebene Situation mit politischen Rahmenbedingungen zu tun hat, hat Bischof Huber kürzlich in einem Vortrag deutlich gemacht. Ihm wurde das Thema gegeben: „Familien in sozialer Schieflage“. Er drehte es gleich zu Beginn mit scharfer Zunge um und sagte: „Familien in sozialer Schieflage? Ganz sicher nicht! Staat und Gesellschaft befinden sich in einer sozialen Schieflage, wenn sie Familien so benachteiligen wie derzeit... Die soziale Schieflage der Gesellschaft bringt Familien ins Rutschen und löst nicht selten Krisen in den Familien aus.“ Später zitiert er Franz-Xaver Kaufmann, der von einer „strukturellen Rücksichtslosigkeit gegenüber Familien“ spricht. Und im Blick auf das schreckliche Wort vom „Humankapital“ (das ist das, was Staat und Wirtschaft in Bildung und Ausbildung stecken) zitiert er den alten Nationalökonom Friedrich List, der schon im 19. Jahrhundert gesagt habe: „Wer Schweine aufzieht, ist ein produktives, wer Menschen aufzieht, ist ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft.“

Ich streife den Bericht von Bischof Huber jetzt nur, gehe auch nicht mehr auf seine einleuchtenden Forderungen an die Politik ein, will aber festhalten, dass unser Thema auch diesen großen politischen und gesellschaftlichen „Kontext“ hat. (Das Wort „Kontext“ ist ja eines der tragenden Wörter unseres Themas!) Dieser Kontext ist seit der neuen Regierung wieder mehr ins Zentrum der Diskussion gerückt ist, aber doch mit angezogener Handbremse, wie man den Eindruck haben muss. Eine Grundsicherung der Kinder unabhängig vom Einkommen der Eltern muss die Forderung an die Politik bleiben.

Hierher gehören auch die Bemerkungen von Pastor Michael Borkowski, die ich kürzlich im Informationsdienst der Ev. Allianz las. Er beteiligt sich offenbar nicht so sehr an den Forderungen an einen Staat, der soziale Leistungen ohnehin mit Schulden bezahlen müsse. Borkowski bemerkt stattdessen, dass die organisierte Nächstenliebe des Sozialsystems an ihr Ende komme. Gleichzeitig wachse – allen Unkenrufen zum Trotz – die Bereitschaft, die Verantwortung für sich selbst und andere zu übernehmen. Darin liege eine große Chance für christlichen Gemeinden mit ihren Ehrenamtlichen.

Diese Sätze, die den Sozialstaat sicherlich nicht aus der Verantwortung entlassen wollen, sind m.E. darin wegweisend, dass sie die christliche Gemeinde und ihre Möglichkeiten wieder in den Vordergrund rücken. Das gilt selbstverständlich gerade für das Thema „Familie“.

### **III. Gemeinde als „familia dei“ – Raum für „indirekte Diakonie“**

Der Begriff „familia dei“ für das Volk Gottes, für die Gemeinde, geht zurück auf eine bemerkenswerte Geschichte im Neuen Testament. Jesus ist mit seinen Jüngern in einem Haus, und es wird ihm gesagt: Deine Mutter und Deine Brüder und deine Schwestern warten draußen und suchen dich. Da braust Jesus auf und sagt in unverkennbarer Schärfe: Wer sind meine Mutter und meine Brüder? Und er blickt umher auf die um ihn im Kreise Sitzenden und sagt: Siehe, meine Mutter und meine Brüder! Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwestern und Mutter. (Mk. 3,31-35)

Es gibt eine Gemeinschaft, ja, eine besondere Verwandtschaft der Menschen, die gemeinsam zu Jesus gehören. Sie besteht darin, dass diese Menschen vertrauensvoll nach dem Willen Gottes fragten und ihn tun. Das macht Gemeinde Jesu aus. Nicht die soziale Kontrolle, nicht die Enge, nicht sentimentale Liebe ist Kennzeichen der „familia dei“, sondern dass in ihr der Wille Gottes Herzen, Mund und Hände bekommt.

*Ich selber verdanke dem Zusammenspiel zwischen der kleinen (biologischen) Familie und der größeren gemeindlichen Familie unendlich viel für mein Leben. Die Verbindlichkeit dieser Gemeinschaft bereicherte, ergänzte mein Leben. Ein Kindergottesdienst, eine Jungschar, ein Jugendkreis, Jugendfreizeiten – das waren wichtige Kristallisationspunkte für meine persönliche Entwicklung. Auch darin, dass ich meine Gaben einbringen konnte in die Sonntagsschule, in die musikalische Arbeit der Gemeinde usf. war eine große Bereicherung. Von Pfarrer Klaus Teschner weiß ich, dass er nach einer Einladung in eine Jugendgruppe des Essener Weiglehauses plötzlich wichtig war als der, der mit dem Akkordeon Lieder begleiten konnte und – mit dieser Anknüpfung – Schritt für Schritt in die größere Familie der christlichen Gemeinde hineinwuchs.*

Was ich mit diesen Beispielen sagen will: Die missionarisch-diakonische Kraft einer Gemeinde besteht nicht in erster Linie darin, dass Gemeinde hoch organisierte Hilfestrukturen aufbaut, sondern dass sie Menschen in ihre Gemeinschaft hineinnimmt und sie zu einem Glied der Gemeinschaft werden lässt. Dabei ist der Grundsatz „Ehrung geht vor Bekehrung“ wichtig.

Meine Erfahrung ist: Gemeinde erweist sich schon in ihrer Begegnungskultur als familienfördernd, familienergänzend, ja familienersetzend.

Familienersetzend: Da ist Sybille. Sie kennt ihren Vater nicht. Er ist mit 2 Jahren abgehauen. Die Mutter heiratet dessen jüngeren Bruder. Der trinkt und stürzt sich zu Tode. Jetzt ist sie 17. Sie besucht ihren richtigen Vater und sagt: Sie wolle Ärztin werden. „Ach, werde doch Postbeamtin, da hast du einen geregelten Job!“ Er kannte mich nicht, sagt sie, er interessierte sich nicht für mich. Und dann erzählt sie: „Ich habe längst in anderen Menschen als Vätern- und auch Müttern – gefunden; wir sprechen miteinander über das, was uns bewegt, über unseren Glauben als Christen, hören einander zu, sie nehmen mich ernst. Wir teilen die Freizeit: Ausflüge, Spiele, gehen in die Sauna. Sie sind für mich Freunde, Geschwister, Wegbegleiter. An ihnen merke ich, dass Gott sich um mich kümmert. Er gibt mir die richtigen Leute zur Seite.“<sup>7</sup>

Sie sehen, wir haben hier eine unorganisierte Art von diakonischer Hilfe, von diakonischer Existenz, wir könnten sagen: „Pro-Existenz“. „Proexistenz“ heißt: „Für jemanden dasein“. Ich erinnere mich gerne an die Zeit, wie aus dem Umkreis meiner Schwester, später durch mich, dann auch durch meinen Bruder, junge Menschen in unsere Familie kamen, die Familienanschluss erhielten, auch mal mit in den Urlaub fuhren, und die dann fast

<sup>7</sup> Arbeit und Stille (4/1997), S. 12f

automatisch in die größere Familie der Gemeinde hineingefunden haben, ohne dass das speziell geplant oder beabsichtigt war.

Man könnte diese wenig organisierte, oft ungesucht sich ergebenden Diakonie „indirekte Diakonie“ der „familia dei“ nennen. Sie hat eine aufmerksame Begegnungskultur mit offenen Haustüren und offenen Türen von Gemeinden zur Voraussetzung und ist von einer nicht zu unterschätzenden diakonische (auch missionarischen) Wirkung.

Aber es gibt natürlich auch die *organisierte* Seite bewusster Angebote und Projekte aus der Gemeinde. Damit kommen wir in den Bereich geplanter, strukturierter Gemeindediakonie, die freilich die spontane nie ersetzen wird. Die strukturierte bleibt immer angewiesen und ergänzt durch die spontane und informelle.

*Wie beide zusammengehören, will ich an einem Beispiel deutlich machen, von dem ich vor einiger Zeit hörte:*

*Aus der freikirchlichen Gemeinde, aus der ich stamme, erzählen meine Eltern von einer Familie aus Russland, die vor gut einem Jahr nach Deutschland kam und beim Pastor klingelte. Der Vater ist Organist, die Mutter Sängerin, die Tochter 14 Jahre alt. Sie sprechen kaum deutsch, aber sie bitten um Vermittlung von Konzerten und von Schülern für den Musikunterricht. Der Pastor spürt: er kann sie nicht einfach wegschicken. Man nimmt sie an, kümmert sich hier und da ein wenig um sie. Schließlich merkt man: der Hilfebedarf wird zu komplex, er braucht Struktur, man braucht einen Freundeskreis, einen Finanzierungsplan, ein Konto, einen Kontoverwalter, man braucht einen Ansprechpartner für sie. Es wird ein kleiner Förderkreis gebildet, der sich finanziell und sozial für die Familie engagiert, ein Engagement, das im Blick auf die Durchführung alles andere als einfach war. Aber es gelingt. Die Tochter kann auf eine Schule vermittelt werden, eine preiswerte Wohnung wird von einem Gemeindeglied zur Verfügung gestellt, das Kind wächst in die Gemeinde hinein, besucht im Konfirmandenunterricht, spricht mittlerweile gut deutsch und gehört ganz dazu, der Vater spielt an den Sonntagen im Gottesdienst hin und wieder Orgel.*

## **V. Familie als Aufgabenfeld im Gemeindeaufbau**

„Gemeindeaufbau / Gemeindeentwicklung“ - das ist ein riesiges Gebiet, eine Wissenschaft geworden. Ich habe mich in sie hineingearbeitet und ausbilden lassen. Aber in diesem Vortrag will ich die Fragen, die sich, mit dem Wort „Gemeindeaufbau“ stellen, auf drei reduzieren:

- Welche Situation haben wir vor Ort, also *unter* uns und *um uns herum*?
- Welche Ressourcen haben wir?
- Welche Ziele verfolgen wir?

Diesen Fragen muss sich eine Gemeinde im ganzen stellen; aber auch eine Jugendgruppe oder eine Projektgruppe muss sie beantworten.

Was ist der Sinn eines solcher Fragen?

Sie erleichtern ein planvolles, überlegtes Vorgehen, das verschiedene Meinungen einbezieht, das transparent ist in den Entscheidungen und Schritten, die die Gemeinde geht. Dabei lassen sich die Ziele immer wieder gemeinsam überprüfen, ggf. korrigieren. Solche Fragen können hektische Betriebsamkeit, eine Hans-Dampf-in-allen-Gassen-Mentalität oder Verpuffungs- und Burnout-Effekte vermeiden helfen.

Ich bleibe kurz bei den drei genannten Grundfragen des Gemeindeaufbaus:

### **1. Die Situation, das Umfeld**

Eine freikirchliche Gemeinde in Berlin ist aus einem eher gesund zu nennenden sozialen Umfeld umgezogen in ein schwierigeres Umfeld, wo sie eine stillgelegte katholische Kirche günstig hat kaufen können. Wir haben sie von der AMD aus beraten und ihr eine „Umfeldanalyse“ nahegelegt. Es ist wichtig, den Ort zu kennen, an dem man lebt. Sie stecken nun genau in dieser Frage: wollen wir nur die alte Gemeinde zu den Gottesdiensten und Gruppen hierher fahren lassen (ist es egal, wo in Berlin wir uns treffen?) oder wollen wir uns verankern und verbinden mit der neuen Umgebung und diakonische Präsenz zeigen? Und, was entdecken wir, wenn wir die Menschen hier sehen, einladen zu Gruppen und Kreisen, welche Kinder und Jugendliche treten uns vor Augen, wie stark ist die Arbeitslosigkeit, welche diakonischen Projekte gibt es von den anderen Kirchengemeinden, von der AW0 vielleicht, von denen man Informationen bekommen und mit denen man sich vielleicht verbünden kann.

Dann entsteht schnell die Frage: wie reagieren wir darauf?

Es kann aber auch sein, dass die Gemeinde spürt: es liegt bei uns in der Gemeinde eine andere Frage in der Luft, die Frage von Ehe und Partnerschaft zum Beispiel. Und man erkennt sie als einen Bedarf und überlegt, wie man ihm gerecht werden kann.

## 2. Die Ressourcenfrage

Gemeindefortbildung ist zunächst eine Ressourcenfrage. Man braucht Ressourcen, um zu „bauen“. - Ressourcen für den Gemeindefortbildung sind zuallererst die *Menschen*. Sie sind ein Reichtum, ausgestattet mit vielfältigen *Gaben* für den Gemeindefortbildung – nämlich „als Haushalter der vielfältigen Gnade Gottes“ (1. Petr. 4,10).

- Wir haben i.d.R. *Räume*, manchmal schöne und geschmackvolle, manchmal zweckmäßige, manchmal auch leider vernachlässigte.

- Wir haben *Geld*. Wir haben wenig, ich weiß. Aber wir haben in den Gemeinden, wenn's drauf ankommt, mehr Geld, als wir denken. Das ist eine verbürgte Erfahrung.

- Wir haben eine *Tradition*, die uns prägt, die uns hält, die uns freilich nicht so festhalten darf, dass wir nicht neue Wege gehen um der Menschen willen.

Und weil wir die Verheißungen des Evangeliums haben mit allem, was dazugehört, nämlich die Bibel, das Gebet, den lebendigen Gott im gekreuzigten und auferstandenen Christus, sind wir großartig ausgestattet und wissen sogar, dass die Dynamik des Heiligen Geistes unsere Ressourcen wunderbar vermehren kann. Wir Menschen z.B. sind ja keine statische Größe, vielmehr werden, wenn Motivation und fortbildende Unterstützung und Begleitung in der Kraft des Heiligen Geistes Hand in Hand gehen, Kräfte qualitativ und quantitativ vermehrt.

Ressourcenorientiert planen heißt: nur diese Dinge anfangen, wo Ansätze von Ressourcen erkennbar sind.

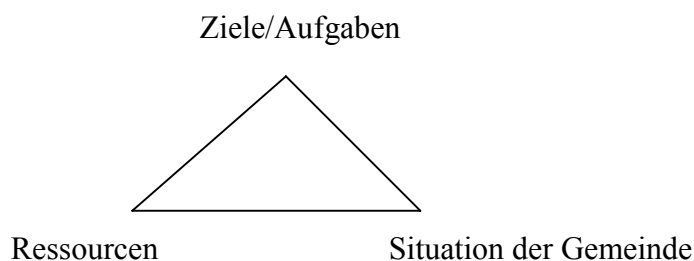
Alles Nachdenken über Gemeindefortbildung lebt aus der Verheißung, dass Gott Gemeinde schafft, und muss fragen, wie die anvertrauten Pfunde am Ort am besten eingesetzt werden können.

Damit sind wir beim dritten Punkt:

## 3. Die Ziele

Aus den Ressourcen, die wir unter uns erkennen, und der Situation, die einen Bedarf aufzeigt, wollen konkrete Ziele und Aufgaben erwachsen. Wenn die Ziele einleuchtend, ressourcenorientiert und inspirierend sind, dann kann die Mitarbeiterfrage am besten gelöst werden.

Eine Veranstaltungsform oder ein Projekt gelingt, lebt und wächst am besten, wenn Ziel, Ressourcen und Situation zusammenstimmen.



Wenn ich nun innerhalb der Gemeindediakonie Handlungsfelder zu systematisieren versuche, dann möchte ich unterscheiden zwischen (1) einer „indirekten Diakonie“ der „normalen“ Begegnungskultur in der Gemeinde, (2) einer „diakonischen Vorfelddarbeit („diakonische Prophylaxe“) und (3) einem „strukturierten Hilfehandeln“.

### 1. „Indirekte Diakonie“

Zur „indirekten Gemeindediakonie“ haben wir schon einiges bedacht im Zusammenhang des Ausdrucks „familia dei“.

Ich füge hier hinzu:

Man kann diese „indirekte Diakonie“, die generationenübergreifende Begegnungsdiakonie unterstützen durch kleine Projekte: ein Kinderchor oder Jugendchor singt im Krankenhaus, im Altenheim. Kindergartenkinder besuchen die Senioren des „betreuten Wohnens“ zum Geburtstag in der Straße nebenan und haben eine selbstgemachte Geburtstagskarte entworfen. Mit Konfirmanden habe ich als Gemeindepastor Gemeindepraktika durchgeführt und denke gerne an die gegenseitige Entdeckung und Freundschaft einer Konfirmandin mit einer über 100-jährigen Frau in einem Augustinum, das unserer Gemeinde zugehörig war. Ich freue mich noch heute an den Begegnungen der Konfirmanden in der Woche, die wir in jedem Jahrgang in unterschiedlichen diakonischen Anstalten gestalten konnten. Konfirmanden haben sich dabei auseinandergesetzt mit Behinderung und schweren Lebensgeschichten, mit diakonischen Berufsbildern und Glauben in widrigen Umständen, übrigens auch ganz praktisch mit Rollstühlen gekämpft.

### 2. Diakonische Vorfelddarbeit - „diakonische Prophylaxe“

Aber in der Gemeinde muss auch die Familie als ganze vorkommen, nicht Teile von ihnen in jeweiligen Altersgruppen. Gibt es Möglichkeiten, wo Gemeinde auch Familien als Ganze im Blick haben kann und die Familienglieder nicht voneinander separiert werden? Uns fällt sicher der sog. Familiengottesdienst ein. Aber ich denke an noch andere angebotsorientierte familienfördernde und familienentlastende Gemeindeaufbaukonzepte und –projekte.

a) Ich denke dabei zuerst an die Diakonie für die Familie im Umfeld von Urlaub und Freizeitgestaltung:

- Familienfreizeiten: sie können über den missionarischen Aspekt hinaus eine Stärkung der Familien bedeuten, in günstiger (nämlich Freizeit-) Situation Erziehungs- und Lebensfragen ansprechen und Familie stärken und stabilisieren.

- In unser Abteilung im Diakonischen Werk der EKD, also im Arbeitsfeld „Mission und Diakonie“, befindet sich die Geschäftsstelle einer Organisation mit der Bezeichnung „Evangelische Familienerholung“. Sie bildet einen Dachverband von über 50 gemeinnützigen Familienerholungsstätten, in denen in den Ferien Familien eine Unterstützung durch spielerische, aber auch geistliche Angebote bekommen.

- Männersegelfreizeit mit Kindern – was gleichzeitig eine Mütterentlastung bedeuten dürfte....Ich habe das leider nicht miterlebt, aber habe erfahren, dass mein Nachfolger im Gemeindepfarramt eine solche Tradition mit großem Erfolg angefangen hat. Freizeitarbeit hat die Chance – jenseits der eingefahrenen Spuren des Alltags – zu größerer Offenheit für neue Begegnungen, neue Lebenserfahrungen und neue Gedankengänge.

b) Jeder Jugendliche weiß, viele Kinder erfahren es, Eltern seufzen darüber: Der Sonntagnachmittag ist öde. Was soll man da schon machen, gar im Herbst oder Winter? Da erfindet eine Gemeinde das Projekt „Familienoffene Tür“. Monatlich einmal im Winterhalbjahr kommen die Familien zusammen, im Jugendhaus, weil es da Spielmöglichkeiten gibt. Die Familien sind so zusammengewachsen, dass es im Sommer ganz organisch zu Familienradtouren und dann zu Familienfreizeiten kommt.

c) Und dann auch dies: Jeweils drei bis acht Personen aus Familien treffen sich in Krankenzimmern von Häusern und Wohnungen (nicht Krankenhaus), feiern mit dem Kranken Gottesdienst und Abendmahl und trinken danach eventuell noch gemeinsam Kaffee. Ein organisierter Dienst.

d) Diakonie im Umfeld von Ehe:

Ich selber habe keine Erfahrung mit Eheseminaren. (Es ist auf dieser Tagung ja Thema eines Workshops gewesen.) Aber ich *weiß* aus eigener Erfahrung, dass man in Ehe und Familie hineingeworfen wird – auch wenn man sich dazu bewusst entscheidet – wie in kaltes Wasser. Gut, ich habe Bücher gelesen, Gesprächspartner gehabt. Aber eine Gruppe als Vertrauensraum, wo humorvoll und ehrlich, sachkundig und vertraulich über Ehe und Familie gesprochen wird – das hätte ich mir schon gewünscht. Ich schaue mit ein bisschen Neid auf meinen derzeitigen Vorgesetzten, der eine Fortbildung beim EZI machte und nun mit seiner Frau, die Eheberaterin ist, Eheseminare veranstaltet und davon immer wieder sehr beglückt erzählt.

e) Diakonie im Umfeld der Erziehung:

Wenn ein Kind anfängt zu klauen, die Schule zu schwänzen, Leistungen werden schlecht, Versetzung ist gefährdet, der Familienfriede ist in Schieflage, gar Arbeitslosigkeit und Geldmangel steht ins Haus – wer von den Betroffenen spricht darüber mit anderen? Erstens meinen wir Eltern oft, wir müssten das selber schaffen. Zweitens scheuen wir das Urteil anderer. Und drittens denken wir, uns könne sowieso niemand helfen.

Machen wir darum auch die Arbeit der kirchlichen und freikirchlichen Beratungsstellen bewusst. Auch die städtischen sind nicht zu verachten.

f) Diakonie durch Familienbesuche:

Ein Pastor hat die Möglichkeit, im Zusammenhang des biblischen Unterrichts Besuche in den Familien zu machen, nicht zum Schnüffeln, sondern um sich ansprechbar zu machen für Fragen und Probleme, wenn es gewollt wird.

In einem Besuchsdienst-Buch finde ich die klugen Sätze: „Durch den Hausbesuch werden manchmal Probleme bewusst gemacht, bevor sie in einer krisenhaften Phase sind. Gerade der nicht so offizielle Charakter des Hausbesuchs (es wird nichts Schriftliches festgehalten) wirkt auf viele Menschen einladend. Auf diese Weise entdeckt der Seelsorger schon bei dieser

ersten Kontaktnahme ziemlich oft Probleme, die seelsorgerlicher Beachtung verdienen: Trauerprozesse, die blockiert sind, Einsamkeit von Alleinstehenden und Verheirateten. Besonders geschiedenen Frauen mit Kindern fehlt oft eine Aussprachemöglichkeit. Alte Menschen, die langsam verbittern, wenn ihnen die Bewegungsmöglichkeiten genommen werden oder wenn der Partner kränkelt. Eltern, die ratlos werden über heranwachsende Kinder. Familienstreit... Die Not, in der sie leben, ist oft nicht derartig, dass zum Beispiel ein Arzt oder Sozialarbeiter helfen muss. Sie brauchen einfach einen Gesprächspartner, der aufmerksam zuhören kann. Das ungebetene Interesse des Seelsorgers führt sie zum Reden“.<sup>8</sup>

### 3. Diakonie als strukturiertes Helfehandeln

- Im Zusammenhang von Krankheit, Pflege und Behinderung ist es wichtig, dass Familien immer wieder Entlastung erfahren. Wie kann diese Not bewusst gemacht und die Hilfe organisiert werden? Vielleicht liegen Ihnen hierzu Erfahrungen vor, die Sie nachher im Gespräch ergänzen können. Auf Kirchenkreisebene organisiert manches Diakonische Werk einen „Familientlastungsdienst“.
- Vorgestern hatte ich Gelegenheit, mit einer Frau aus Bergkamen im Ruhrgebiet zu sprechen, die mir von einer „Spielstube“ in einem Asylantenheim berichtete, die sie zusammen mit anderen Mitarbeitenden 17 Jahre lang betreut hatte.  
Sie berichtete:  
Es fing an mit einer Mutter-Kind-Gruppe. Als die Kinder aus dem Alter herauswuchsen, wollten die Eltern zusammen bleiben. Sie gründeten einen Abendkreis. Eines Tages kam der Pfarrer mit der Frage auf sie zu, ob sie nicht für die Kinder im Asylantenheim etwas tun könnten. Im Gespräch mit dem Diakonischen Werk kam der Gedanke einer „Spielstube“ auf, die dann das DW im Asylantenheim anmietete und einrichtete. Jede Woche an einem Nachmittag kamen sie zusammen: zum Spielen, zur Hausaufgabenbetreuung, oft noch zu einer Tasse Kaffee in den Familien der Kinder. Viel Herzblut war darin, auch viel Arbeit, auch Krisen, immer wieder neue Ideen: Ausflüge mit den Kindern, Kochen, Backen – etwas, was diese Kinder überhaupt nicht kannten. Die Begleitung durch den Pfarrer, durch das Diakonische Werk war wichtig – und wenn diese Frau aus Bergkamen heute in einem Aldiverkäufer ein Kind von damals erkennt, der sie fröhlich „auf damals“ anspricht, dann spürt sie aufs Neue: es hat sich gelohnt.

Man muss wissen: Das ist i.d.R. keine Arbeit, die dem Gemeindeaufbau direkt zugute kommt. Es ist im Blick auf Gemeinde selbstlose Diakonie, christliche Gemeinwesenarbeit, die uns als Gemeinde, finde ich, auch aufgetragen ist. „Suchet der Stadt Bestes und betet zu ihr zum Herrn.“ „Gemeindeaufbau“ baut sich auch auf für andere mit der Frage: Was haben *sie* davon, nicht nur, was haben *wir* davon?

- Eine mir bekannte Gemeinde hat anstatt einer Jugendleiterin bewusst eine Sozialarbeiterin eingestellt. Sie sollte eine Netzwerkarbeit aufbauen, zusammenarbeiten mit Drogenberatung, mit der Polizei, mit den Schulen – und bleibt doch unter den Jugendlichen erkennbar als eine Frau, die an Christus glaubt und darum keinen Menschen verloren gibt. Sie sagte zu mir in einem Interview: „Ich übernehme auch Funktionen im Gottesdienst. Man soll spüren, dass Diakonie und Doxologie

<sup>8</sup> Hans van der Geest, Unter vier Augen. Beispiele gelungener Seelsorge, Göttingen S. 187f

verknüpft sind in einer Person. Ich möchte in Anspruch nehmen, dass mit mir und meiner Person Geist und Frieden mitkommen.“<sup>9</sup>

Ich bin am Ende meines Referats angekommen. Vielleicht sind wir angesichts der zahlreichen Möglichkeiten, diakonische Gemeinde für Familien zu sein, nicht nur ermutigt, sondern auch belastet worden durch die Erkenntnis unserer kleinen Kraft. Dann hören Sie noch eine tröstliche Einsicht Martin Luthers, mit der ich schließe:

„Es wird aber ein Mangel unter uns bleiben, dass wir es nicht vollkommen tun können, wie es Christus getan hat. Er ist die reine, helle Sonne, darin kein Nebel ist; dagegen ist unser Licht kaum wie ein angezündeter Strohalm gegen die Sonne. Dort ist ein glühender Backofen voll Feuers und vollkommener Liebe; dennoch ist er zufrieden, wenn wir nur ein Kerzlein anzünden und uns ein wenig stellen, als wollten wir die Liebe hervor leuchten und brennen lassen. Dies ist nun der Mangel, den wir alle untereinander sehen und spüren; aber darum soll beileibe niemand urteilen und sprechen: ‚da ist nicht Christus!‘ (...) Er könnte uns wohl verdammen um unserer Torheit willen, dennoch (...) wirft er uns nicht (...) hinweg, sondern tröstet uns“.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> *mi-di* – eine Informationsschrift der AMD zu Mission und Diakonie, Nr. 1 (2004), S. 6

<sup>10</sup> zitiert nach K. Schäfer, (s.o. Anm. 2), S. 21